



Speeches of Note

REDEN, DIE
DIE WELT
VERÄNDERTEN

HERAUSGEGEBEN
VON **SHAUN USHER**

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
SPEECHES OF NOTE – A CELEBRATION OF THE OLD,
NEW AND UNSPOKEN bei Hutchinson, an imprint of Random House,
a division of Penguin Random House LLC, London.,
in Verbindung mit Unbound, London

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu
eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.

Unter www.heyne-encore.de finden Sie das komplette Encore-Programm.

Weitere News unter www.heyne-encore.de/facebook



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2018 by Shaun Usher
Copyright © 2019 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Printed in Germany
Redaktion: Kristof Kurz und Markus Naegele
Umschlaggestaltung: Melville Brand Design GmbH, München
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

ISBN: 978-3-453-27139-5

Für Karina

INHALT

	Vorwort	xiii
1	ICH HABE NUR EINEN EINZIGEN MENSCHEN GETÖTET George Manley, Wicklow, 14. August 1738	1
2	JE T'AIME, PAPA Justin Trudeau, Montreal, 3. Oktober 2000	4
3	UNSER GEIST WEIGERT SICH ZU STERBEN Wamsutta Frank B. James, nie gehalten	9
4	GREIFEN WIR ZU BÜCHERN UND STIFTEN! Malala Yousafzai, New York City, New York, 12. Juli 2013	12
5	AUF MICH WURDE GESCHOSSEN Theodore Roosevelt, Milwaukee, Wisconsin, 14. Oktober 1912	18
6	SCHÜTZEN SIE IHRE KÜNSTLER! Shirin Neshat, Davos, 21. Januar 2014	26
7	WERFT EURE SCHWÄNZE AB! VERLASST DIESEN SUMPF! Kermit der Frosch, New York City, New York, 19. Mai 1996	29
8	ICH HABE AIDS Ryan White, Washington, D.C., 3. März 1988	32
9	DER LIEBLINGSCOUSIN EINES JEDEN ALIENS Tilda Swinton, London, 20. März 2013	37
10	DESHALB FÜHLE ICH MICH UNTERDRÜCKT Panti Bliss, Dublin, 1. Februar 2014	39
11	ICH NEHME IMMER ANSTOSS AN SEXISMUS Julia Gillard, Canberra, 9. Oktober 2012	43
12	DAS GEHEIME LEBEN DES LIEBESLIEDS Nick Cave, London, 30. März 1999	49
13	FÜR DAS THEATER SCHREIBEN Harold Pinter, Bristol, 4. März 1962	63
14	DAS HERZ UND DIE STANDHAFTIGKEIT EINES KÖNIGS Queen Elizabeth I., Tilbury, 9. August 1588	68

15	ICH STEHE EIN FÜR DEN FRIEDEN UND GEGEN DEN KRIEG	71
	Pablo Picasso, Sheffield, 13. November 1950	
16	DIE FRAUEN SIND AUF DEM WEG NACH OBEN	73
	Sojourner Truth, Akron, Ohio 29. Mai 1851	
17	HEUTE ABEND WIRD ES KEINE GEWINNER GEBEN	74
	Napoleon Beazley, Huntsville, Texas, 28. Mai 2002	
18	DAS ZIMMER IST IHR EIGEN, ABER ES IST NOCH KAHL	76
	Virginia Woolf, London, 21. Januar 1931	
19	DAS LEBEN IST EIN FEST	83
	Kay Haring, New York City, New York, 4. Mai 1990	
20	UNSER ERSTER GROSSER ANFÜHRER, DER ALS MÄRTYRER STARB	85
	Walt Whitman, Philadelphia, Pennsylvania, 15. April 1880	
21	¡NO PASARÁN!	95
	Dolores Ibárruri, Madrid, 19. Juli 1936	
22	DIESE HEILIGE SACHE	99
	Thomas Clarkson, Ipswich, September 1840	
23	DIE STUNDE DES ABSCHIEDS IST GEKOMMEN	102
	Sokrates, Athen, 399 v. Chr.	
24	NORWEGEN, DAS BIST DU. NORWEGEN, DAS SIND WIR.	106
	König Harald V., Oslo, 1. September 2016	
25	ATMEN UND PRESSEN	109
	Valarie Kaur, Washington, D.C., 31. Dezember 2016	
26	EIN GLANZ IST VERGANGEN	112
	Jawaharlal Nehru, Neu-Dehli, 2. Februar 1948	
27	DAS HIER IST EUER EVEREST	116
	Jim Telfer, Kapstadt, 21. Juni 1997	
28	AUS MÄDCHEN MIT TRÄUMEN WERDEN FRAUEN MIT EINER VISION	118
	Meghan Markle, New York City, New York, 8. März 2015	
29	HEBT AB	121
	Donovan Livingston, Cambridge, Massachusetts, 25. Mai 2016	
30	ES WAREN UNSERE VORURTEILE	125
	Paul Keating, Redfern, New South Wales, 10. Dezember 1992	

31	WIR, DAS VOLK	133
	Barbara Jordan, Washington, D.C., 25. Juli 1974	
32	DIE GEFAHREN DER GLEICHGÜLTIGKEIT	138
	Elie Wiesel, Washington, D.C., 12. April 1999	
33	DIESE DENKMÄLER SIND MEHR ALS NUR STEIN UND METALL	143
	Mitch Landrieu, New Orleans, Louisiana, 19. Mai 2017	
34	DIE FREUDE AN BÜCHERN	150
	William Lyon Phelps, New Haven, Connecticut, 6. April 1933	
35	FAHRT IN DIE FREIHEIT	153
	Manal al-Sharif, Oslo, 8. Mai 2012	
36	WENN UNS ALLE ANDEREN FREUNDE VERLASSEN – ER BLEIBT	158
	George Graham Vest, Warrensburg, Missouri, 23. September 1870	
37	DULUTH!	160
	James Proctor Knott, Washington, D.C., 27. Januar 1871	
38	IM FALLE EINER MONDKATASTROPHE	170
	Richard Nixon, nie gehalten	
39	NORDKOREA IST UNBESCHREIBLICH	174
	Yeonmi Park, Dublin, 18. Oktober 2014	
40	GEBT MIR EURE KINDER	177
	Mordechai Chaim Rumkowski, Łódź, 4. September 1942	
41	WAS BEDEUTET DER 4. JULI FÜR DEN SKLAVEN?	181
	Frederick Douglass, Rochester, New York, 5. Juli 1852	
42	DIESES SCHRECKLICHE GEMETZEL	202
	Ida B. Wells, New York City, New York, 1. Juni 1909	
43	WIR KÖNNEN ETWAS GUTES SCHAFFEN IN DIESEM LAND	207
	Robert F. Kennedy, Indianapolis, Indiana, 4. April 1968	
44	WIR WOLLEN LIEBE UND FRIEDEN	211
	Red Cloud, New York City, New York, 16. Juni 1870	
45	WIR WISSEN ES EINFACH NICHT	213
	Wisława Szymborska, Krakau, 7. Dezember 1996	
46	AUCH DIESE GEHÖREN ZU UNS	218
	Albert Einstein, New York City, New York, 1940	

47	POLITIK VERUNSICHERT DIE MÄNNER	222
	Nellie McClung, Winnipeg, 28. Januar 1914	
48	LASST FREIHEIT REGIEREN	225
	Nelson Mandela, Pretoria, 10. Mai 1994	
49	EIN LEUCHTENDER KASTEN VOLLER KABEL	229
	Edward Murrow, Chicago, Illinois, 15. Oktober 1958	
50	WAS ERWACHSENE VON KINDERN LERNEN KÖNNEN	240
	Adora Svitak, Palm Springs, Kalifornien, 13. Februar 2010	
51	TROTZT DEN GÖTTERN	244
	Salman Rushdie, Annandale-on-Hudson, New York, 25. Mai 1996	
52	MEINE HERREN GESCHWORENEN, DAS KANN DOCH NICHT SEIN!	249
	Victor Hugo, Paris, 11. Juni 1851	
53	SEI KÜHN	252
	Susan Sontag, Wellesley, Massachusetts, 27. Mai 1983	
54	WANN ES ZEIT IST, MEINEN NAMEN VON DER TÜR ZU KRATZEN	257
	Leo Burnett, Chicago, Illinois, 1. Dezember 1967	
55	LASST UNS DIESER WEGWEISER SEIN	260
	Mhairi Black, London, 14. Juli 2015	
56	ICH GLAUBE AN DAS MENSCHENGESCHLECHT	264
	Jackie Robinson, New York City, New York, 1952	
57	IHR MÜSST IHNEN HOFFNUNG GEBEN	268
	Harvey Milk, San Diego, Kalifornien, 10. März 1978	
58	DIE MORAL DER GEBURTENKONTROLLE	274
	Margaret Sanger, New York City, New York, 18. November 1921	
59	WIR SIND EINE FAMILIE	281
	Severn Cullis-Suzuki, Rio de Janeiro, 11. Juni 1992	
60	FÜRCHTET EUCH NICHT	284
	Maurice Williamson, Wellington, 17. April 2013	
61	WORTE KÖNNEN UNSERE LIEBE NICHT ERFASSEN	287
	Robert G. Ingersoll, Washington, D.C., 3. Juni 1879	
62	SCHAUEN SIE SICH DIE AUSSICHT AN	290
	Anna Quindlen, nie gehalten	

63	MUT	294
	J. M. Barrie, St. Andrews, 3. Mai 1922	
64	DIES IST MEIN SCHWANENGESANG	310
	Mark Twain, New York City, New York, 5. Dezember 1905	
65	DIESE BITTERE UND FURCHTBARE PFLICHT	318
	Queen Elizabeth II, nie gehalten	
66	ICH BIN EIN AFRIKANER	322
	Thabo Mbeki, Kapstadt, 8. Mai 1996	
67	ENTFREMDUNG	328
	Jimmy Reid, Glasgow, 28. April 1972	
68	ERINNERUNG AN DIE SCHRECKEN DES KRIEGES	335
	Kim Phúc Phan Thi, Washington, D.C., 11. November 1996	
69	ES GIBT EINE ALTERNATIVE ZUM KRIEG	336
	Dominique de Villepin, New York City, New York, 14. Februar 2003	
70	WIR SITZEN ALLE IN EINEM BOOT	342
	Frances Harper, New York City, New York, 10. Mai 1866	
71	BÖSE	346
	Joseph Brodsky, Williamstown, Massachusetts, 3. Juni 1984	
72	IM FALLE EINER NIEDERLAGE	352
	General Dwight D. Eisenhower, nie gehalten	
73	SEIN NAME IST FREIHEIT	354
	Ursula K. Le Guin, New York City, New York, 19. November 2014	
74	ER SCHREIBT DIE GESETZE DER PHYSIK NEU	357
	George Bernard Shaw, London, 27. Oktober 1930	
75	UNSERE ARBEIT WAR REINE WISSENSCHAFT	365
	Marie Curie, New York City, New York, 14. Mai 1921	
	Danksagung	369
	Übersetzerviten	370
	Namensregister	374
	Abdrucknachweise	377



Eine Rede hat große Macht. Sie kann einen Krieg anzetteln oder ihn beenden. Sie kann Verborgenes ans Tageslicht bringen. Sie kann Leben verändern oder den Verstorbenen gedenken. Sie kann die Geschicke einer ganzen Nation in eine neue Richtung lenken. Eine vollendet vorgetragene Rede zur rechten Zeit kann die unterschiedlichsten Menschen zusammenbringen, und sei es auch nur für den Augenblick.

In unserer modernen, vernetzten Welt, in der jeder ein Gerät in der Tasche herumträgt, das ihn in die Lage versetzt, jederzeit Aufnahmen zu machen und zu versenden, können Reden, die früher nur wenige Zuhörer gehabt hätten, ein Millionenpublikum erreichen. So entstandene Aufzeichnungen können blitzschnell online gestellt werden, in riesigen, weltumspannenden Netzwerken Gleichgesinnter kursieren und auf diese Weise eine Kraft und Wucht entfalten, die vor Kurzem noch undenkbar schien.

Dieses Buch ist ein Panoptikum der zutiefst menschlichen Gefühle, die im Lauf der Geschichte ihren Ausdruck im gesprochenen Wort fanden. Die hier versammelten Reden laden dazu ein, in die Haut des Redners zu schlüpfen – wie fühlt es sich an, mit klopfendem Herzen vor ein Publikum zu treten, wenn das Adrenalin durch die Adern strömt und unzählige Augenpaare auf einen gerichtet sind? Wenn man nicht weiß, ob das, was man gleich sagen wird, die gewünschte Wirkung erzielen wird, ob sich das Risiko lohnt und ob die Botschaft, die man vermitteln will, Leben verändern, retten oder gar beenden wird?

Bei der Zusammenstellung dieser Auswahl habe ich der Versuchung widerstanden, auf die sattsam bekannten Klassiker der Rhetorik zurückzugreifen. Deshalb finden sich auf den folgenden Seiten zwar die Worte vieler berühmter Persönlichkeiten, die Reden selbst jedoch sind kaum bekannt oder wurden meist zu Unrecht vergessen: so etwa George Bernard Shaws warmherzige und mitreißende Laudatio auf Albert Einstein, jenen Mann, »der die Gesetze der Physik neu schrieb«; die liebevollen Worte, die Kermit der Frosch für die Absolventen der Long Island University fand; Tilda Swintons Hommage an ihren Freund und »planetarischen Verwandten« David Bowie, gehalten in Form einer sehr persönlichen Rede drei Jahre vor seinem Tod; Nick Caves großartige Vorlesung über seine innige Beziehung zum Liebeslied und viele andere.

Andere Reden dagegen berühren uns, weil sie nie gehalten wurden – so etwa die beängstigende Ansprache von Königin Elisabeth II. bei Ausbruch des Dritten Weltkriegs. Oder die beeindruckenden Worte, die der amerikanische Ureinwohner und Wamsutta-Anführer Frank B. James bei einem Staatsbankett im Jahr 1970 nicht sprechen durfte. Gewisse Reden zeigten Wirkung, noch bevor der Redner das Podium erklomm – so etwa die auf dem dicken Manuskript in Theodore Roosevelts Manteltasche. Das Papier bremste die Kugel eines Attentäters so weit ab, dass Roosevelt, wenn auch im blutbefleckten Hemd, vor sein Publikum treten konnte.

Im Bestreben, den historischen Moment lebendig werden zu lassen, habe ich, wo möglich, Originalfotos der Reden beigelegt – also derjenigen Manuskripte, die die Vortragenden vor sich hatten, als sie ihrem Anliegen Ausdruck verliehen. Manche wurden getippt, andere von Hand geschrieben. Gelegentlich finden sich auch Fotografien, die

◀ Martin Luther King Jr bei einer Rede in der Gillfield Baptist Church in Petersburg, Virginia, Mai 1960. Foto von Howard Sochurek

den Redner oder sein Publikum im Augenblick des Geschehens zeigen; andere Reden sind wunderbar illustriert. Wo Tonaufnahmen verfügbar waren, wurden sie mit großer Sorgfalt transkribiert; andernfalls habe ich auf historische Abschriften zurückgegriffen.

Vielleicht fragen Sie sich, weshalb Ihre Lieblingsrede nicht in dieses Buch aufgenommen wurde. Vielleicht ist sie mir noch gar nicht bekannt, und ich würde mich freuen, wenn Sie sie unter @SpeechesOfNote auf Twitter mit mir teilen.

Sie halten ein sehr ungewöhnliches Buch in Händen – eine wunderschön gestaltete Sammlung von fünfundsiebzig Reden, die allesamt ein größeres Publikum verdient haben.

Shaun Usher
Speeches of Note

ICH HABE NUR EINEN EINZIGEN MENSCHEN GETÖTET

Übersetzt von Robert Brack

Am 14. August 1738 wurde in der irischen Grafschaft Wicklow der zum Tode verurteilte Mörder George Manley gehängt. Über sein Leben ist genauso wenig bekannt wie über das Verbrechen, für das er die Höchststrafe

bekam. Wir wissen nur, dass er kurz vor seinem Tod am Galgen vor denen, die sich anlässlich dieses Spektakels in Wicklow zusammengefunden hatten, eine Rede hielt.

Meine Freunde,

Ihr habt euch hier versammelt, um was zu sehen? Einen Mann, der in den Abgrund des Todes springt. Schaut her, und ihr werdet feststellen, dass ich genauso mutig bin wie Curtius, der sich in die Tiefe stürzte, um sein Land vor der Zerstörung zu retten. Wie werde ich euch in Erinnerung bleiben? Ihr sagt, ein Mann ohne Tugend könne nicht mutig sein. Aber ihr seht doch, dass ich mutig bin. Ihr sagt, ich habe einen Menschen getötet. Marlborough hat Tausende umgebracht und Alexander Millionen. Marlborough und Alexander* und viele andere, die das Gleiche taten, gingen als große Männer in die Geschichte ein. Ich aber habe nur einen einzigen Menschen getötet. Jawohl, so ist es. Einen einzigen Menschen. Ich bin ein kleiner Mörder und muss dafür hängen. Marlborough und Alexander, die ganze Länder ausgeplündert haben, waren große Männer. Ich hatte Schulden bei einer Bierbrauerin, ich werde gehängt.**

Nun habe ich also, meine Freunde, eine Parallele gezogen zwischen zwei der größten Männer aller Zeiten und meiner Person. Aber das sind Männer der Vergangenheit. Jetzt möchte ich noch etwas über einige meiner Zeitgenossen sagen. Wie viele Männer starben während des letzten Krieges in Italien oder am Rhein, damit in Polen ein König eingesetzt werden konnte?*** Hier konnten doch nicht beide Gegner im Recht sein. Und doch sind sie große Männer, ich hingegen, der ich nur einen einzigen Menschen getötet habe, bin ein kleiner Mann. Der König von Spanien überfällt unsere Schiffe, plündert unsere Handelsflotte, tötet und foltert unsere Männer – aber wen kümmert das schon? Was er tut, ist gut: Er ist ein großer Mann, er kleidet sich in Purpur, seine Mordinstrumente sind blank und glänzend; ich hatte nur eine verrostete Pistole, so viel dazu.

Ja, ich würde gerne wissen, wo in der Bibel geschrieben steht, dass ein reicher Mann das Recht hat zu morden, zu plündern, zu foltern und ganze Länder zu verwüsten; und was das für ein Gesetz ist, das einen armen Mann zum Tode verurteilt, weil er einen einzigen Menschen umgebracht oder ein einziges Schaf gestohlen hat, um seine hungernde Familie zu ernähren. Betrachten wir die Verhältnisse hierzulande: Worin unterscheidet sich das Bestreben, einen Mann in die Schulden zu treiben und ihn mittels der Macht des Goldes oder anderer Privilegien davon abzuhalten, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, von dem, einem Mann die Pistole auf die Brust zu setzen, um ihm seine Geldbörse

* Alexander von Mazedonien – auch bekannt als Alexander der Große – schuf eines der größten Reiche der Antike. General John Churchill, der 1. Duke of Marlborough, war ein Feldherr im Spanischen Erbfolgekrieg zu Beginn des 18. Jahrhunderts.

** In dieser Zeit gab es viele Frauen, die ihren Lebensunterhalt als Bierbrauerinnen verdienten.

*** Der Polnische Thronfolgekrieg war ein großer europäischer Konflikt, der sich an den innerpolnischen Auseinandersetzungen anlässlich des Streits um die Thronfolge von König August II. entzündete.



zu rauben? Dem einen Täter stehen eine Kutsche zu, Ehrentitel usw. Dem anderen: Was? Ein Karren und ein Strick.

Aus dem, was ich euch hier mitteile, meine Brüder, mögt ihr vielleicht schließen, dass ich verbittert bin. Aber glaubt mir, ich bin mir meiner Vergehen bewusst und erkenne das Urteil an, das Gott über mich gefällt hat. Ich hege keine Hoffnung, aber ich vertraue auf meinen Erlöser, der, wie ich hoffe, Gnade walten lässt, weil er weiß, dass ich nicht vorsätzlich gemordet habe, sondern aus Zorn und Leidenschaft, in die ich von dem Verstorbenen getrieben wurde.

Hört meine Warnung, liebe Freunde: Denkt nach! Oh, denkt nach! Was würde ich dafür geben, wäre mir ein anderes Leben vergönnt gewesen.

JE T'AIME, PAPA

Übersetzt von Berni Mayer

Am 28. September 2000 verstarb der fünfzehnte kanadische Premierminister Pierre Trudeau – ein charismatischer, populärer Mann, der fünfzehn Jahre im Amt gewesen war – an Prostatakrebs. Beim Staatsbe-
gräbnis ein paar Tage später versammelten sich Tau-
sende in den Straßen von Montreal, in der Basilika
Notre-Dame fanden sich namhafte Persönlichkeiten wie
Fidel Castro, Leonard Cohen und Jimmy Carter ein. Doch

die Zeremonie war nicht zuletzt deshalb etwas Besonde-
res, weil Trudeaus ältester Sohn Justin, damals ein
achtundzwanzigjähriger Lehrer, eine bewegende Rede
hielt. Sie fiel so gelungen aus, dass einige der Kommen-
tatoren sich laut fragten, ob er nicht eines Tages in die
Fußstapfen seines verstorbenen Vaters treten würde.
Fünfzehn Jahre später wurde Justin Trudeau zum
dreiundzwanzigsten Premierminister Kanadas gewählt.

Freunde, Römer, Mitbürger.

Ich war ungefähr sechs Jahre alt, als ich zum ersten Mal auf offizielle Dienstreise musste.
Ich fuhr mit meinem Vater und meinem Großvater Sinclair hoch zum Nordpol.

Es war ein zauberhaftes Reiseziel. Doch das Beste daran war, dass ich jede Menge
Zeit mit meinem Vater verbringen würde. In Ottawa war er nur ständig am Arbeiten.

Eines Tages besuchten wir Alert, den nördlichsten Punkt Kanadas, einen wissen-
schaftlichen Militärstützpunkt, der nur aus Baracken und Lagerhallen bestand.

Doch ich will ehrlich sein: Ich war sechs. Ohne meine Brüder, mit denen ich spielen
konnte, wurde mir langweilig, denn irgendwie hatte Dad trotzdem eine Menge zu tun.

Ich weiß noch, wie man mich an einem eisigen und windigen Nachmittag in der
Arktis warm eingepackt in einen Jeep verfrachtete und auf eine streng geheime Mission
schickte. Ich war mir sicher, dass ich endlich den Grund für die Existenz dieser arkti-
schen Hochsicherheitsbasis erfahren würde.

Und ich sollte recht behalten.

Wir fuhren langsam an den grauen und windumtosten Gebäuden vorbei durch die
Siedlung. Dann bogen wir ab und näherten uns einem roten Haus, vor dem wir anhiel-
ten. Ich stieg aus dem Jeep und stapfte auf die Vordertür zu. Nein, geh zum Fenster,
sagte man mir.

Also kletterte ich über eine Schneeverwehung. Man hob mich hoch zum Fenster, wo
ich mit meinem Ärmel über das vereiste Glas rieb, um hineinschauen zu können. Als
sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, sah ich eine Gestalt, die über
einen von vielen mit allen möglichen Dingen übersäten Arbeitstischen gebeugt war.

Sie trug ein rotes Gewand mit einem weißen Pelzbesatz.

In diesem Moment begriff ich, wie mächtig und wundervoll mein Vater tatsächlich
war.

Pierre Elliott Trudeau. Mit diesem Namen verbinden viele Menschen ganz unter-
schiedliche Dinge. Staatsmann, Intellektueller, Professor, Rivale, Naturbursche, Rechts-
anwalt, Journalist, Autor, Premierminister.

Doch für mich war er vor allem eins – mein Dad.

► Justin Trudeau am
Sarg seines Vaters, des
ehemaligen kanadischen
Premierministers
Pierre Trudeau. Foto
von Paul Chiasson



Und was für ein Dad. Er hat uns mit einer allumfassenden Inbrunst und Hingabe geliebt. Er hat uns beigebracht, an uns selbst zu glauben, unsere Meinung zu vertreten, uns bewusst zu werden, wer wir sind, und Verantwortung für uns zu übernehmen.

Wir wussten, dass wir die glücklichsten Kinder der Welt waren, und zwar ohne etwas dafür getan zu haben. Wir würden den Rest unseres Lebens hart arbeiten müssen, um uns dieses Privilegs würdig zu erweisen.

Er hat uns eine Menge an die Hand gegeben. Er brachte uns bei, nichts als selbstverständlich zu betrachten. Er hat uns abgöttisch geliebt, aber nie verwöhnt.

Viele behaupten, dass er Dummköpfe nicht ausstehen konnte, doch ich kann Ihnen sagen: Mit uns hatte er unendliche Geduld. Er lehrte uns, sich anzustrengen, an unsere Grenzen zu gehen, alles und jeden zu hinterfragen. Dass es ein paar grundlegende Prinzipien gibt, die man nie missachten darf.

Wie vermutlich die meisten Kinder in der dritten Klasse freute ich mich riesig, meinen Vater am Arbeitsplatz besuchen zu dürfen.

Genau wie bei vorausgegangenen Besuchen gab es Mittagessen im Parlamentsrestaurant, in dem es immer furchtbar wichtig zugeht und das voller ernster, mir unbekannter Leute war.

Mit acht Jahren erwachte langsam mein politisches Bewusstsein, und ich erkannte in einem Mann den Erzrivalen meines Vaters.

Weil ich meinen Vater beeindrucken wollte, erzählte ich einen Witz über ihn – einen albern kleinen Grundsulwitz.

Mein Vater sah mich mit ernstem Blick an, einem Blick, den ich noch so oft sehen sollte, und sagte: »Justin, du darfst nie persönlich werden. Man kann völlig unterschiedlicher Meinung sein, ohne den anderen deshalb zu verunglimpfen.«

Nachdem er das gesagt hatte, stand er auf, nahm mich bei der Hand und ging zu dem Mann hinüber, um mich ihm vorzustellen. Es war ein netter Mann, der zusammen mit seiner Tochter zu Mittag aß, einem netten blonden Mädchen, ein bisschen jünger als ich.

Der Rivale meines Vaters war sehr freundlich zu mir, und in dem Moment verstand ich, dass man eine unterschiedliche Meinung als eine andere Person haben und dieser Person trotzdem höchsten Respekt zollen kann.

Denn Toleranz alleine ist nicht genug: Wir müssen jedem Menschen mit aufrichtigem und tiefem Respekt begegnen, unabhängig von seinen Überzeugungen, seiner Herkunft und seinen Werten.

Genau das hat mein Vater von seinen Söhnen verlangt, und das verlangte er auch von seinem Land. Er verlangte es aus Liebe. Aus Liebe zu seinen Söhnen, aus Liebe zu seinem Land. Deshalb lieben wir ihn so sehr. Die vielen Briefe, die Blumen, die Menschen, die sich in Würde von ihm verabschieden wollen, das alles ist der Dank dafür, dass er uns so geliebt hat.

Mein Vater hatte seine Grundsätze nicht aus einem Schulbuch. Sie entstammen einer tiefen Liebe und dem Glauben an alle Kanadier, und in den letzten Tagen haben sie mit jeder Trauerkarte, jeder Rose, jeder Träne, jedem Winken und jeder Pirouette diese Liebe erwidert.

Das bedeutet Sacha und mir sehr viel. Danke.

Wir haben uns alle hier versammelt, über Kontinente und Ozeane hinweg, vereint in unserer Trauer, um uns zu verabschieden.

* Der Meech Lake Accord (1987) und der Charlottetown Accord (1992) waren beides vorgeschlagene Ergänzungen zur kanadischen Verfassung, die Trudeau abgelehnt hatte.

Doch das ist nicht das Ende.

Er hat seine politische Laufbahn 1984 beendet. Aber für Meech kehrte er zurück. Er kehrte für Charlottetown* zurück. Er kehrte zurück, um uns daran zu erinnern, wer wir sind und was wir erreichen können. Doch dieses Mal kommt er nicht zurück.

Jetzt liegt es an uns, an uns allen.

Die Wälder sind schön, so dunkel und tief. Er hat sein Versprechen eingelöst und sich seinen Schlaf verdient.

Je t'aime, Papa.



UNSER GEIST WEIGERT SICH ZU STERBEN

Übersetzt von Jan Schönherr

Im Jahr 1970 wurde der Wampanoag-Anführer Frank »Wamsutta« James vom Commonwealth of Massachusetts gebeten, eine Rede bei einem Staatsbankett zu halten, mit dem der 350. Jahrestag der Ankunft der Pilgerväter in Cape Cod an der amerikanischen Ostküste gefeiert werden sollte. Ein etwas merkwürdiger Einfall, doch James nahm die Einladung an und legte den Organisatoren den Entwurf einer Rede vor, in der

er anprangerte, wie die Engländer mit seinem Volk umgesprungen waren. Aufgrund ihres »aufwieglerschen« Inhalts verbot man ihm, die Rede zu halten, und legte ihm eine andere vor. James weigerte sich, sagte seine Teilnahme ganz ab und organisierte den ersten landesweiten Trauertag zum Gedenken an das Leid der Native Americans, der noch heute jedes Jahr begangen wird.

Ich spreche zu Ihnen als Mann – als Wampanoag. Ich bin ein stolzer Mann, stolz auf meine Herkunft, auf meine Leistungen, die ich dank strenger elterlicher Führung erzielt habe. (»Du musst erfolgreich sein – in dieser kleinen Gemeinde in Cape Cod sticht deine Gesichtsfarbe heraus!«) Ich bin das Produkt der beiden sozialen und wirtschaftlichen Seuchen namens Armut und Diskriminierung. Genau wie meine Brüder und Schwestern habe ich größten Widrigkeiten getrotzt, und ein Stück weit haben wir uns den Respekt unserer Gemeinde verdient. Wir sind zuallererst Indianer – aber man nennt uns »gute Bürger«. Manchmal sind wir arrogant, aber nur, weil die Gesellschaft uns dazu gedrängt hat.

Ich stehe hier vor Ihnen mit gemischten Gefühlen. Sie haben heute Grund zum Feiern – Sie feiern den Jahrestag eines neuen Anfangs für den weißen Mann in Amerika. Eine Gelegenheit, um zurückzublicken, sich zu besinnen. Wenn ich darauf zurückblicke, was mit meinem Volk geschah, dann wird mir das Herz schwer. Schon vor der Ankunft der Pilgerväter war es unter den Entdeckern üblich, Indianer einzufangen, nach Europa zu bringen und für 220 Schilling als Sklaven zu verkaufen. Die Pilger hatten die Küste von Cape Cod noch keine vier Tage erkundet, da plünderten sie auch schon die Gräber meiner Ahnen und raubten ihnen Mais und Bohnen. In *Mourt's Relation** wird ein sechzehn Mann starker Suchtrupp beschrieben, der so viel von den Wintervorräten der Indianer zusammenraffte, wie er tragen konnte. Massasoit, der große Sachem [Häuptling] der Wampanoag, wusste davon – und dennoch hieß er mit seinem Volk die Siedler in Plymouth willkommen und freundete sich mit ihnen an. Vielleicht tat er das, weil sein Stamm von einer Seuche dezimiert worden war. Oder er ließ im Wissen um den bevorstehenden strengen Winter Gnade vor Recht ergehen. Jedenfalls war diese Entscheidung womöglich unser größter Fehler. Wir, die Wampanoag, haben Sie, den weißen Mann, mit offenen Armen empfangen, ohne zu ahnen, dass dies der Anfang unseres Endes war; dass die Wampanoag kaum fünfzig Jahre später kein freies Volk mehr sein würden.

Was ist passiert in diesen kurzen fünfzig Jahren? Was ist in den letzten dreihundert Jahren passiert?

* *Mourt's Relation* ist ein 1620 geschriebenes Büchlein, das die Geschichte der *Mayflower*-Pilger in Plymouth erzählt.

Die Geschichte liefert uns die Fakten; es kam zu Gräueltaten; Versprechen wurden gebrochen – die meisten davon betrafen den Landbesitz. Dass es Grenzen gab, war uns Wampanoag durchaus bewusst, nur hatten wir es noch nie mit Zäunen und Mauern zu tun gehabt. Doch der weiße Mann verspürte das Bedürfnis, seinen Wert durch die Menge an Land beweisen zu müssen, die er besaß. Als nur zehn Jahre später die Puritaner kamen, behandelten sie die Wampanoag noch weniger freundlich, versuchten, die sogenannten »Wilden« zu bekehren. Zwar waren die Puritaner auch zueinander hart, doch der Indianer wurde so schnell zwischen Steinblöcke gequetscht und aufgeknüpft wie alle anderen »Hexen«. Und so finden wir Jahr für Jahr Berichte über dem Indianer gestohlenen Land, für das im Tausch Reservate eingerichtet wurden, in denen er von nun an leben sollte. Seiner Macht beraubt, konnte der Indianer nur noch zusehen, wie der weiße Mann ihm das Land wegnahm und zu seinem Vorteil nutzte. Das konnte der Indianer nicht verstehen; für ihn war das Land überlebenswichtig, etwas, auf dem man jagt und Felder bestellt, an dem man sich erfreut. Nicht etwas, das man ausbeutet. Wieder und wieder hat der weiße Mann versucht, den »Wilden« zu zähmen und zu christlicher Lebensweise zu bekehren. Die ersten Pilger machten dem Indianer weis, wenn er sich nicht benähme, würden sie den Boden aufgraben und die große Seuche wieder freisetzen. Der weiße Mann bediente sich des seemännischen Geschicks des Indianers. Doch er durfte immer nur Matrose sein – niemals Kapitän. Immer wieder nannten die Weißen uns den »untersten Kopf am Totempfahl«.

Sind die Wampanoag wirklich verschwunden? Dieses Geheimnis ist immer noch nicht ganz gelüftet. Wir wissen, dass eine Seuche viele von uns dahingerafft hat – einige Wampanoag zogen westwärts und schlossen sich den Cherokee oder Cheyenne an. Sie hatten keine andere Wahl. Einige gingen sogar nach Norden nach Kanada! Viele gaben ihr indianisches Erbe auf und nahmen, um des Überlebens willen, die Lebensweise des weißen Mannes an. Manche wollen aus wirtschaftlichen oder sozialen Gründen nicht, dass bekannt wird, dass sie Indianer sind. Was wurde aus den Wampanoag, die bei den Siedlern blieben? Wie war ihr Leben als »zivilisierte« Menschen? Sicher, die Welt war damals noch nicht so kompliziert wie heute, aber dennoch mussten sie mit Verwirrung und Veränderung zurechtkommen. War ihr Alltag einst von Ehrlichkeit, Vertrauen, Fürsorge, Stolz und Gemeinschaftssinn geprägt, bezeichnete man sie nun als listig, raffiniert, habgierig und schmutzig.

Die Geschichte will uns glauben machen, der Indianer sei ein wildes, ungebildetes, unkultiviertes Tier gewesen. Eine Geschichte, wohlgemerkt, die von organisierten und disziplinierten Menschen geschrieben wurde, um uns als chaotisch und undiszipliniert darzustellen. Zwei grundverschiedene Kulturen trafen aufeinander. Eine glaubte, sie müsse das Leben im Griff haben, die andere wollte es genießen, weil die Natur es so verlangte. Vergessen wir nicht, dass der Indianer nicht minder Mensch war und ist als der Weiße. Der Indianer empfindet Schmerz, wehrt sich, wenn er verletzt wird, hat Träume, erträgt Fehlschläge und Tragödien, leidet an Einsamkeit, weint und lacht. Und wird häufig missverstanden.

In Gegenwart eines Indianers staunt der weiße Mann immer noch über dessen unheimliche Fähigkeit, ihm Unbehagen zu bereiten. Vielleicht liegt das am Bild, das die Weißen sich von den Indianern gemacht haben; die »Wildheit« schlägt zurück, nicht als Mysterium, sondern als Angst. Als Angst vor dem indianischen Temperament!

Hoch oben auf einem Hügel, mit Blick auf den berühmten Plymouth Rock, steht die Statue unseres großen Sachem Massasoit. Stumm steht er dort seit vielen Jahren. Wir, die Nachkommen dieses großen Sachem, sind ein stummes Volk. Der Zwang, in der materialistischen Welt des weißen Mannes unseren Lebensunterhalt zu verdienen, hat uns verstummen lassen. Heute aber wollen ich und viele andere aus meinem Volk der Wahrheit ins Auge sehen. Wir SIND Indianer!

Auch wenn unsere Kultur mit der Zeit so gut wie verschwunden und unsere Sprache beinahe ausgestorben ist, gibt es uns, die Wampanoag, immer noch in Massachusetts. Zersplittert und verwirrt vielleicht. Viele Jahre sind vergangen, seit wir ein einiges Volk waren. Unser Land wurde überfallen. Wir kämpften so hart darum, es zu behalten, wie ihr Weißen darum, es uns wegzunehmen. Wir wurden erobert, viele von uns wurden Kriegsgefangene und Mündel des amerikanischen Staats – bis vor Kurzem.

Unser Geist weigert sich zu sterben. Gestern wandelten wir auf Waldpfaden und sandigen Wegen, heute müssen wir über geteerte Highways und Straßen gehen. Wir vereinen uns. Wir stehen auf, nicht in unseren Wigwams, sondern in Eurem Betonzelt. Aufrecht und stolz stehen wir da, und in wenigen Monden schon werden wir das Unrecht korrigieren, das wir bisher akzeptiert haben. Wir haben unser Land aufgegeben. Unser Grund und Boden fiel in die Hände der Invasoren. Wir haben dem weißen Mann gestattet, uns in die Knie zu zwingen. Was passiert ist, kann man nicht ungeschehen machen, aber heute müssen wir nach einem menschlicheren Amerika streben, einem indianischeren Amerika, in dem Mensch und Natur wieder etwas zählen; wo indianische Werte wie Ehre, Wahrheit und Brüderlichkeit den Ton angeben. Ihr, die Weißen, feiert einen Jahrestag. Wir, die Wampanoag, werden gerne mit Euch einen Neuanfang feiern. Damals ging es um den Anfang eines neuen Lebens für die Pilger. Heute, dreihundertfünfzig Jahre später, geht es um den Anfang einer neuen Entschlossenheit für die ersten Amerikaner: die Indianer.

Mehrere Faktoren spielen hinsichtlich der Wampanoags und der anderen Indianer in dieser riesigen Nation eine Rolle. Wir haben inzwischen dreihundertfünfzig Jahre Erfahrung darin, mit den Weißen zu leben. Wir sprechen die Sprache des weißen Mannes. Wir können denken wie der weiße Mann. Wir können mit ihm um die besten Jobs kämpfen. Wir werden gehört, man hört uns zu. Das Wichtige aber ist, dass uns trotz all dieser Erfordernisse des Alltags noch immer unser Geist bleibt, unsere einzigartige Kultur, der Wille und – zuerst und vor allem – die Entschlossenheit, Indianer zu bleiben. Wir sind entschlossen, und unsere Anwesenheit hier heute Abend ist der lebende Beweis, dass der amerikanische Indianer – insbesondere der Wampanoag – anfängt, sich in diesem Land wieder die Stellung zu verschaffen, die ihm zusteht.

GREIFEN WIR ZU BÜCHERN UND STIFTEN!

Übersetzt von Nina Lieke

Am 9. Oktober 2012 bestieg ein Taliban einen Schulbus in Pakistan, erkundigte sich nach Malala Yousafzai und schoss dem fünfzehnjährigen Mädchen ins Gesicht. Schon mit elf Jahren hatte sich Malala dafür engagiert, dass alle Kinder eine angemessene Bildung erhielten. Für die BBC hatte sie viel gelesene Blogs über das Leben und die mangelnde Schulbildung unter der Taliban-Herrschaft geschrieben – was schließlich zu

dem Attentat geführt hatte. Dank aufwendiger Operationen in Pakistan und Großbritannien überlebte Yousafzai den Mordversuch. Neun Monate später, an ihrem sechzehnten Geburtstag, hielt sie vor der Jugendversammlung im Hauptquartier der Vereinten Nationen in New York eine selbstbewusste, inspirierende Rede, die um die Welt ging.

Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Gnädigen. Ehrenwerter UN-Generalsekretär Mr. Ban Ki Moon, verehrter Präsident der UN-Vollversammlung Vuk Jeremić, ehrenwerter UN-Gesandter für globale Bildung Mr. Gordon Brown, verehrte Familie, Brüder und Schwestern: Salam alaikum.

Es ist mir eine Ehre, heute nach langer Zeit wieder zu sprechen. Mit diesen ehrenwerten Menschen hier zu sein bedeutet mir viel, und es macht mich stolz, heute ein Tuch von Benazir Bhutto Shaheed zu tragen.

Ich weiß nicht, wo ich mit meiner Rede anfangen soll. Ich weiß nicht, was die Leute von mir erwarten, aber zuallererst danke ich Gott, vor dem wir alle gleich sind, und allen, die für meine schnelle Genesung und ein neues Leben gebetet haben. Ich kann nicht glauben, wie viel Liebe mir die Menschen entgegengebracht haben. Ich habe Tausende von Karten und Geschenken aus aller Welt erhalten. Danke ihnen allen. Danke den Kindern, deren unschuldige Worte mich ermutigt haben. Danke meiner Familie, deren Gebete mich gestärkt haben. Ich möchte den Krankenschwestern, Ärzten und anderen Mitarbeitern der Krankenhäuser in Pakistan, Großbritannien und den Vereinigten Arabischen Emiraten danken, die mir geholfen haben, gesund zu werden und meine Kraft wiederzuerlangen.

Die »Bildung zuerst!«-Initiative des UN-Generalsekretärs Mr. Ban Ki Moon hat meine vollste Unterstützung, genau wie die Arbeit des UN-Sondergesandten Mr. Gordon Brown und des Präsidenten der UN-Vollversammlung Vuk Jeremić. Ich danke ihnen für die beständige Führung, und dass sie uns dazu inspirieren, aktiv zu werden.

Liebe Brüder und Schwestern, denkt daran: Malala-Tag ist nicht mein Tag. Dieser Tag gehört allen Frauen, allen Jungen und allen Mädchen, die ihre Stimme für ihre Rechte erhoben haben.

Es gibt Hunderte von Menschenrechtsaktivisten und Sozialarbeitern, die nicht nur für ihre Rechte eintreten, sondern auch unter widrigen Umständen dafür kämpfen, ihre Ziele von Frieden, Bildung und Gleichheit zu erreichen. Tausende wurden von Terroristen getötet, Millionen verletzt. Ich bin nur eine von ihnen.

Hier stehe ich also ... Hier stehe ich also, ein Mädchen unter vielen. Ich spreche nicht für mich, sondern für diejenigen, deren Stimmen nicht gehört werden. Für diejenigen, die für ihre Rechte gekämpft haben. Für ihr Recht, in Frieden zu leben. Für ihr Recht, mit Würde behandelt zu werden. Für ihr Recht auf Chancengleichheit. Ihr Recht auf Bildung.

Liebe Freunde, am 9. Oktober 2012 schossen mir die Taliban in die linke Stirnhälfte. Sie schossen auch auf meine Freunde. Sie dachten, die Kugeln würden uns zum Schweigen bringen. Sie haben sich geirrt. Aus dem Schweigen erklangen Tausende von Stimmen. Die Terroristen dachten, sie könnten meine Ziele ändern und meinen Ehrgeiz bremsen. Doch in meinem Leben hat sich nichts geändert, bis auf dies: Schwäche, Angst und Hoffnungslosigkeit sind gestorben. Stärke, Kraft und Mut wurden geboren.

Ich bin immer noch Malala. Meine Ziele sind dieselben. Meine Hoffnungen sind dieselben. Und meine Träume sind dieselben.

Liebe Schwestern und Brüder, ich bin gegen niemanden. Ich bin auch nicht hier, um Rache an den Taliban oder an irgendeiner anderen terroristischen Vereinigung zu nehmen. Ich bin hier, um für das Recht auf Bildung für jedes Kind einzutreten. Ich will Bildung für die Söhne und Töchter der Taliban und aller Terroristen und Extremisten.

Ich hasse nicht einmal den Taliban, der auf mich geschossen hat. Selbst wenn ich eine Waffe in der Hand halten und er direkt vor mir stehen würde, ich würde nicht auf ihn schießen. Das ist die Barmherzigkeit, die mich Mohammed lehrte, der Prophet der Gnade, und Jesus Christus und Buddha. Das ist das Vermächtnis des Wandels, das ich geerbt habe von Martin Luther King, Nelson Mandela und Muhammad Ali Jinnah. Das ist die Philosophie der Gewaltlosigkeit, wie sie mich Gandhi, Bacha Khan und Mutter Teresa lehrten. Und das ist die Vergebung, wie sie mich mein Vater und meine Mutter lehrten. Das ist es, was meine Seele mir sagt: Sei friedvoll und liebe jeden Menschen.

Liebe Schwestern und Brüder, wenn wir die Dunkelheit sehen, erkennen wir die Bedeutung des Lichts. Wir erkennen die Bedeutung unserer Stimme, wenn wir zum Schweigen gebracht werden. Genauso ging es uns in Swat im Norden Pakistans. Dort erkannten wir angesichts der Gewehre die Bedeutung von Stiften und Büchern. Das weise Sprichwort »Die Feder ist mächtiger als das Schwert« ist wahr. Die Extremisten hatten und haben Angst vor Büchern und Stiften. Sie fürchten sich vor der Macht der Bildung. Sie fürchten sich vor Frauen. Sie fürchten sich vor der Kraft, die die Stimmen der Frauen haben. Und darum haben sie beim Anschlag in Quetta vierzehn unschuldige Studentinnen getötet. Darum haben sie die Lehrerinnen und Krankenschwestern in Khyber Pakhtunkhwa getötet. Das ist der Grund, warum sie jeden Tag Schulen zerbomben, weil sie schon immer Angst vor Veränderung hatten und noch haben, Angst vor der Gleichberechtigung, die wir unserer Gesellschaft bringen.

Ich erinnere mich noch an einen Jungen in unserer Schule, der von einem Journalisten gefragt wurde: »Warum sind die Taliban gegen Bildung?« Er zeigte ganz einfach auf sein Buch und sagte: »Ein Taliban weiß nicht, was in diesem Buch steht.«

Sie glauben, Gott sei ein winziges, konservatives Wesen, das Mädchen in die Hölle schickt, weil sie zur Schule gehen. Die Terroristen missbrauchen den Islam und die Paschtunen für ihre persönlichen Zwecke. Pakistan ist ein friedliebendes, demokratisches Land. Die Paschtunen wollen Bildung für ihre Töchter und Söhne. Und der Islam ist eine Religion des Friedens, der Menschlichkeit und Brüderlichkeit. Der Islam sagt,





es ist nicht nur das Recht eines jeden Kindes, Zugang zu Bildung zu erhalten, es ist vielmehr seine Pflicht und Verantwortung.

Hochverehrter Generalsekretär, Frieden ist die Voraussetzung für Bildung. In weiten Teilen der Welt, besonders in Pakistan und Afghanistan, sorgen Terrorismus, Kriege und Konflikte dafür, dass Kinder nicht mehr zur Schule gehen. Wir sind dieser Kriege wirklich müde.

Frauen und Kinder leiden auf vielfältige Weise überall auf der Welt. In Indien werden unschuldige arme Kinder Opfer von Kinderarbeit. In Nigeria wurden viele Schulen zerstört. Die Menschen in Afghanistan leiden seit Jahrzehnten unter dem Extremismus. Junge Mädchen leisten zu Hause Kinderarbeit und werden gezwungen, früh zu heiraten. Armut, Unwissenheit, Ungerechtigkeit, Rassismus und die Verweigerung elementarer Rechte sind die größten Probleme für Männer und Frauen.

Liebe Freunde, ich spreche heute in erster Linie über die Rechte von Frauen und die Bildung von Mädchen, weil sie es sind, die am meisten leiden. Früher mussten Aktivistinnen Männer darum bitten, für ihre Rechte einzutreten. Aber heute machen wir das selbst. Damit will ich den Männern nicht sagen, sie sollten sich nicht für Frauenrechte einsetzen, ich möchte eher mein Augenmerk auf die Frauen richten, darauf drängen, dass sie unabhängig werden und für sich selbst kämpfen. Also, liebe Schwestern und Brüder, es ist an der Zeit, den Mund aufzumachen. Heute fordern wir die Herrschenden der Welt auf, ihre Politik zugunsten von Frieden und Wohlstand zu ändern.

Wir fordern die Herrschenden auf, bei allen Abkommen, die sie treffen, den Schutz von Frauen- und Kinderrechten zu garantieren. Ein Abkommen, das gegen diese Rechte verstößt, ist inakzeptabel.

Wir fordern alle Regierungen auf, kostenlose und verpflichtende Schulbesuche für jedes Kind auf der Welt zu gewährleisten.

Wir fordern alle Regierungen auf, gegen Terrorismus und Gewalt zu kämpfen, Kinder vor Grausamkeit und Leid zu schützen.

Wir fordern die Wirtschaftsmächte auf, die Bildungschancen für Mädchen in Entwicklungsländern zu fördern.

Wir fordern alle Gemeinschaften auf, tolerant zu sein und Vorurteile abzulehnen, die auf Gesellschaftsklassen, Glauben, Abstammung oder Geschlecht beruhen. Wir fordern sie auf, Frieden und Gleichheit für Frauen zu garantieren, damit sie sich entfalten können. Wir können nicht alle erfolgreich sein, wenn die Hälfte von uns kleingehalten wird.

Wir fordern unsere Schwestern auf der ganzen Welt auf, tapfer zu sein, ihre innere Stärke zu nutzen und ihr ganzes Potenzial auszuschöpfen.

Liebe Brüder und Schwestern, wir wollen Schulen und Bildung, damit jedes Kind eine strahlende Zukunft hat. Wir werden unsere Reise bis zum Ziel fortsetzen: Frieden und Bildung. Keiner kann uns aufhalten. Wir werden uns für unsere Rechte starkmachen und mit unserer Stimme den Wandel herbeiführen. Wir glauben an die Macht und an die Kraft unserer Worte. Unsere Worte können die Welt verändern, weil wir alle im Kampf um Bildung vereint sind. Und wenn wir unser Ziel erreichen wollen, dann lasst uns zur Waffe des Wissens greifen und uns mit dem Schild der Einheit und Geschlossenheit schützen.

Liebe Brüder und Schwestern, wir dürfen nicht vergessen, dass Millionen Menschen unter Armut, Ungerechtigkeit und Unwissenheit leiden. Wir dürfen nicht vergessen,

dass Millionen Kinder nicht zur Schule gehen. Wir dürfen nicht vergessen, dass unsere Schwestern und Brüder auf eine strahlende, friedliche Zukunft warten.

Also lasst uns einen ruhmreichen Kampf gegen Analphabetentum, Armut und Terrorismus führen, lasst uns zu unseren Büchern und zu unseren Stiften greifen. Sie sind unsere stärksten Waffen.

Ein Kind, ein Lehrer, ein Buch und ein Stift können die Welt verändern.

Bildung ist die einzige Lösung. Bildung zuerst.

Danke.

AUF MICH WURDE GESCHOSSEN

Übersetzt von Oskar Rauch

1912, vier Jahre nachdem er das Weiße Haus verlassen hatte, befand sich Theodore Roosevelt erneut auf Wahlkampf tour durch die Vereinigten Staaten. Bei seinen – letztlich erfolglosen – Bemühungen um eine dritte Amtszeit als Präsident hielt er bis zu zwanzig Reden täglich. Der 14. Oktober war ein Tag wie jeder andere – bis Roosevelt um etwa acht Uhr abends sein Hotel in Milwaukee verließ, um einen weiteren Termin wahrzunehmen. Ein Mann namens John Schrank richtete einen Revolver

auf ihn und drückte ab. Die Kugel traf Roosevelt in die Brust, wurde aber vorher durch seinen dicken Mantel, ein Brillenetui und die Rede, die er in der Innentasche trug, abgebremst. Glücklicherweise war das Manuskript fünfzig Seiten stark. Die Kugel verblieb für den Rest seines Lebens in Roosevelts Körper, da die Ärzte des örtlichen Krankenhauses ihre Entfernung für zu gefährlich erachteten. Unglaublicherweise ließ Roosevelt die Verletzung erst behandeln, nachdem er die Rede gehalten hatte.

Freunde, ich muss Sie bitten, so leise wie möglich zu sein. Ich weiß nicht, ob Ihnen zur Gänze bewusst ist, dass ich soeben angeschossen wurde; doch es bedarf mehr, um einen Elchbullen zu töten. Glücklicherweise hatte ich mein Manuskript bei mir, und ich wollte eine sehr lange Rede halten, verstehen Sie, und eine Kugel ist ... die Kugel ist hier eingedrungen, und das Manuskript hat mich wohl davor bewahrt, dass sie mein Herz erreichen konnte. Die Kugel befindet sich gegenwärtig in meinem Körper, deshalb kann ich keine sehr lange Rede halten, doch ich werde mein Möglichstes tun.

Und nun, Freunde, möchte ich diesen Vorfall nutzen, um ein paar warnende Worte an meine Mitbürger zu richten. Zunächst einmal möchte ich dies über mich selbst sagen: Mich treiben viele Dinge um, die allesamt zu wichtig sind, als dass ich mich um meinen eigenen Tod sorgen könnte. Und jetzt, wenige Augenblicke nachdem auf mich geschossen wurde, kann ich nicht anders, als ehrlich zu Ihnen zu sprechen. Es ist die reine Wahrheit, wenn ich sage, dass meine Sorge vielen anderen Dingen gilt. Sie gilt nicht im Geringsten meinem eigenen Leben. Sie sollen wissen, dass ich in diesem Punkt ganz beruhigt bin. Niemand durfte ein glücklicheres Leben führen als ich; ein glücklicheres Leben in jeder Hinsicht. Ich hatte die Gelegenheit, bestimmte Dinge zu tun, die mir am Herzen lagen, und ich möchte gern noch mehr tun. Ich kann Ihnen mit absoluter Wahrfähigkeit sagen, dass es mich nicht im Geringsten interessiert, ob auf mich geschossen wurde oder nicht. So war es auch zu meiner Zeit als Colonel beim Regiment. Ich war immer der Ansicht, dass man einem einfachen Soldaten gelegentliche Anflüge von Besorgnis um seine eigene Sicherheit nachsehen sollte; doch ich habe kein Verständnis dafür, wenn ein Mann, der das Zeug zum Colonel hat, sich noch um seine eigene Sicherheit schert, wo doch sein ganzes Handeln und Streben der Pflichterfüllung dienen sollte.

Ich habe mich dieser Sache mit Herz und Seele verschrieben. Ich glaube daran, dass die Fortschrittsbewegung den Menschen das Leben ein Stück weit leichter macht. Diese Bewegung will den Menschen und insbesondere den Frauen und Kindern in diesem

Land die Last von den Schultern nehmen. Mein ganzes Streben gilt dem Erfolg dieser Bewegung.

Freunde, ich möchte Sie heute Abend bitten, mich beim Wort zu nehmen, wenn ich sage, dass es mir nicht um *meinen* Erfolg geht. Es geht mir nicht um mein Leben oder meine Person. Es geht mir um die Bewegung. Dies will ich vorausschicken, denn ich habe unseren Mitbürgern und insbesondere den Zeitungen etwas Wichtiges mitzuteilen. Ich weiß nichts über den Mann, der heute Abend auf mich geschossen hat. Er wurde umgehend von Mr. Martin, einem unserer Stenografen, festgesetzt und befindet sich nun meines Wissens in Polizeigewahrsam. Er hatte die Absicht zu töten. Er hat einen Schuss abgegeben ... der Schuss, die Kugel, hat mich hier getroffen ... ich zeige es Ihnen.

Ich möchte Sie bitten, so leise wie möglich zu sein, denn der Elchbulle kann heute nicht ganz so laut röhren wie sonst. Nun, ich weiß nicht, wer er ist oder worum es ihm ging. Er war ein Feigling. Er stand im Schutz der Menge um das Automobil herum, und als die Leute mir zujubelten und ich mich erhob, um sie zu begrüßen, trat er vor und schoss aus dem Schatten auf mich.

Nun, Freunde, ich weiß, wie gesagt, nichts über ihn; aber angesichts der Lügen und Beleidigungen, mit denen mich die Zeitungen in den letzten drei Monaten im Interesse von Mr. Debs, aber auch von Mr. Wilson und Mr. Taft* überhäuft haben, ist es nur natürlich, dass schwache und boshafte Gemüter zu Gewalttaten angestachelt werden.

Freunde, ich distanziere mich aufs Schärfste von jedem Parteifreund, der seine politischen Gegner, gleich welcher Partei, auf diese Art und Weise mit übler Nachrede und Beleidigungen überzieht. Und es ist mir ein ernstes Anliegen, alle Tageszeitungen sowie die Republikaner, die Demokraten und die Sozialistische Partei darauf hinzuweisen, dass, wer Monat für Monat, jahrein, jahraus, solche lügnerischen, solche verbitterten Angriffe fährt wie sie, auch damit rechnen muss, dass brutale und gewalttätige Gemüter oder brutale und gewalttätige Personen, insbesondere wenn die Brutalität mit einem starken Willen gepaart ist ... man muss damit rechnen, dass solche Menschen davon beeinflusst werden.

Nun, Freunde, ich spreche wirklich nicht für mich selbst, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Es interessiert mich kein bisschen, dass auf mich geschossen wurde; kein bisschen.

Ich habe in meinem Leben viele Erfahrungen gemacht, und dies ist eine davon. Was mir am Herzen liegt, ist mein Land. Ich wünschte, ich könnte meinen Mitmenschen ... unseren Mitmenschen die Pflicht auferlegen, über ihre Gegner, auch wenn sie eine klare Meinung zu ihnen haben, stets die Wahrheit zu sagen. Ich habe über meine Gegner im Wahlkampf niemals auch nur ein Wort gesagt, hinter dem ich nicht stehen würde. Ich habe nichts gesagt, was nicht Hand und Fuß hätte und nichts, was ich besser nicht gesagt hätte ... nichts, was ich im Nachhinein betrachtet nicht wieder sagen würde.

Nun, Freunde, es sollte von unseren Gegnern nicht zu viel verlangt sein ... [Er spricht mit jemandem auf der Bühne] Nein, mir ist nicht unwohl, es geht schon. Aus meiner Sicht ist das ein unsagbar unwichtiger Vorfall, verglichen mit den großen Themen, die hier auf dem Spiel stehen. Und ich bitte diese Leute nicht um meinetwillen, nicht im Geringsten ... sondern im Interesse unseres gemeinsamen Volkes bitte ich sie, ein für alle Mal auf Lügen und üble Nachrede zu verzichten, mit denen sich, wenn sie

* Roosevelts Konkurrenten bei dieser Wahl: der amtierende Präsident William Howard Taft (Republikaner), Eugene V. Debs (Sozialisten) und der spätere Sieger Woodrow Wilson (Demokraten). Der ehemalige Republikaner Roosevelt selbst kandidierte für die Progressive Party und erhielt die zweitmeisten Stimmen.

ernst genommen werden, schwache und brutale Gemüter zu Gewaltverbrechen aufstacheln lassen. Lassen Sie sich bloß nicht dazu hinreißen, mich zu bemitleiden. Mir geht es gut. Mir geht es gut, und Sie kommen hier auch nicht darum herum, sich diese Rede anzuhören.

Denn, Freunde, dieser Vorfall von eben – dieses Attentat – macht auf besondere Weise deutlich, wie wichtig die Fortschrittsbewegung ist. Freunde, unsere Bürgerinnen und Bürger sollten alles daransetzen, dass sich in diesem Land nicht eines Tages zwei Seiten feindlich gegenüberstehen, dass sich die »Habenichtse« nicht gegen die »Wohlhabenden« in Stellung bringen. Wenn dieser Tag kommt, werden solche Vorfälle wie heute Abend zur Normalität. Wenn man arme Leute dazu bringt ... wenn man eine Entwicklung zulässt, die die Armen in ihrem Gerechtigkeitsempfinden gegen Menschen aufbringt, die bewahren wollen, was sie unrechtmäßig erworben haben – wenn dieser Tag kommt, gewinnen die niedersten Triebe Oberhand, und es wird ein schwarzer Tag für unser Land.

Nun, Freunde, wir von der Fortschrittsbewegung wollen diesem Schrei nach Gerechtigkeit zuvorkommen – indem wir die Großherzigen und Gerechten bitten, sich mit denen zusammenzutun, die zu Höherem berufen sind und nicht ruhen werden, solange noch Männer und Frauen in ihrem Land unnötig leiden. Freunde, unser Ziel als Fortschrittspartei ist es, dass Reiche wie Arme, unabhängig von ihrem sozialen oder wirtschaftlichen Status, gemeinsam für die grundlegendsten Bürgerrechte eintreten, jene Grundrechte, die die Voraussetzung für ein gutes Leben in unserer großartigen Republik bilden.

[Aus Sorge um seine Gesundheit bitten Roosevelts Mitarbeiter ihn, zum Schluss zu kommen.]

Meine Freunde sind etwas besorgter als ich. Verschwenden Sie kein Mitleid auf mich. Ich hatte und habe auch jetzt ein 1a-Leben.

In meinem ganzen Leben habe ich keiner Bewegung mit so großer Überzeugung gedient wie dieser, habe nirgendwo sonst das Streben nach Gemeinwohl stärker gespürt und heftiger für das Glück unseres Landes gekämpft.

Und nun, Freunde, muss ich die Rede, die ich halten wollte, einkürzen, aber ich möchte doch auf zwei oder drei Punkte eingehen.

Wenn ich zu Ihnen hier in Milwaukee spreche, möchte ich zuallererst sagen, dass sich die Progressive Party an alle unsere Mitbürger richtet, unabhängig von ihrer Religion und Herkunft. Weder halten wir die Art und Weise für wichtig, wie jemand seinem Gott huldigt, noch den Ort, an dem er geboren wurde. Für uns zählen Haltungen und Ziele. Während meiner Zeit als Police Commissioner von New York waren meine beiden wichtigsten Unterstützer der gebürtige Däne Jacob Riis und Arthur von Briesen, der in Deutschland geboren wurde. Beide sind beispielhafte und ehrenwerte amerikanische Bürger, wie man im ganzen Land keine besseren finden wird.

Ich wurde hier gerade von einem Ihrer eigenen Leute angekündigt – Henry Cochems. Sein Großvater, sein Vater und die sieben Brüder seines Vaters dienten alle in der U.S. Army, und das bereits vier Jahre nachdem sie aus Deutschland eingewandert waren. Zwei von ihnen ließen ihr Leben, gaben ihr Leben, auf dem Schlachtfeld.

Es geht schon ... Ich habe bloß leichte Schmerzen. Wer eine Kugel im Körper hat, hat ein Recht auf etwas Schmerz. Befände ich mich jetzt in einer Schlacht, würde ich meine Männer trotzdem anführen. Genau so, wie ich jetzt trotzdem meine Rede halte.

Ich habe einmal fünf Männer für Tapferkeit auf dem Schlachtfeld ausgezeichnet. Als ich mich ein wenig über sie erkundigte, fand ich heraus, dass zwei von ihnen Protestanten waren, zwei Katholiken und einer Jude. Einer der Protestanten kam aus Deutschland, der andere war in Irland geboren. Ich habe sie nicht aufgrund ihrer Religion ausgezeichnet. Es war eben einfach so. Wären alle fünf Juden gewesen, hätte ich sie ausgezeichnet, und wären alle fünf Protestanten gewesen, hätte ich sie ebenso ausgezeichnet. Und auch, wenn sie Katholiken gewesen wären. Im selben Regiment hatte ich einen gebürtigen Italiener, der sich durch besondere Tapferkeit hervortat, einen Burschen, dessen Eltern Polen waren, und einen weiteren aus Böhmen, die sich ebenso hervortaten. Und, Freunde, ich versichere Ihnen, dass mich nichts anderes kümmerte als der Wert jedes Einzelnen im Kampf. Wenn jemand ein guter Kämpfer war, dann sah ich zu, dass Uncle Sam davon profitierte. Mehr nicht.

Ich appelliere an meine Mitbürger, es genauso zu halten. Ich wünsche mir, dass wir auch im Zivilleben nur die Qualitäten eines Menschen als Bürger in Betracht ziehen, und dass wir jeden als unseren schlimmsten Feind zurückweisen, der uns dazu bringen will, einen Menschen aufgrund seines Glaubens oder seiner Herkunft zu benachteiligen oder zu bevorzugen.

Und, Freunde, genauso möchte ich, dass unser Volk zusammenhält, ungeachtet aller Meinungsverschiedenheiten oder Unterschiede in Klasse und Beruf. Ich habe immer die Gewerkschaften unterstützt. Diesbezüglich werde ich mich heute Abend etwas kürzer fassen. Ich habe meine Rede als Reaktion auf Mr. Wilson vorbereitet, der es für angebracht hielt, mich anzugreifen, indem er seine Erfolge mit meinen verglich. Aber über dieses Thema werde ich heute nicht sprechen, ich werde einfach darlegen, was ich selbst getan habe und was ich glaube, dass in diesem unseren Land getan werden sollte.

Eine organisierte Arbeiterschaft ist von höchster Wichtigkeit. Wir leben im Zeitalter der Organisationen. Das Kapital organisiert sich, also müssen sich auch die Arbeiter organisieren. Bezüglich der organisierten Arbeit fordere ich zweierlei. Von den Außenstehenden und Kapitalisten wünsche ich mir eine gerechte Behandlung der Arbeiterschaft. Sie müssen akzeptieren, dass die Arbeiter sich organisieren, dass es solche Organisationen geben muss, dass die Arbeiterschaft sich organisieren muss, um sich selbst zu schützen, und dass wir Übrigen die Pflicht haben, sie dabei zu unterstützen, statt sie daran zu hindern.

Das ist die eine Forderung.

Nun, die andere betrifft den Arbeiter selbst. Meine Forderung an ihn lautet: Wenn er Gerechtigkeit will, muss er auch gerecht handeln. Ich will, dass jeder Arbeiter, jeder Arbeiterführer und jeder organisierte Gewerkschaftler mit gutem Beispiel vorangeht und Unruhen und aufständische Umtriebe öffentlich anprangert. Damit wir uns in diesem Land auch weiterhin auf den Schutz durch die Gesetze und auf die Einhaltung der Gesetze verlassen können, muss den Arbeitern ihrerseits bewusst sein, dass sie ebenso gerecht handeln müssen, wie sie selbst gerecht behandelt werden wollen. Sie müssen ihre Bürgerpflicht, ihre Pflicht gegenüber unserem wunderbaren Land

into politics thirty-two years ago to the present time
has been that the only safe course to pursue in this country
of ours is to treat each man on his merits, neither discrimin-
ating in his favor nor against him because of his creed or be-
cause of his birthplace. Thirty-two years ago when I went
into the New York legislature, my close allies in that body
included men like O'Neill, Costello and Kelly, men like Kruse
and Miller, who had themselves been born or whose parents had
been born in Ireland or in Germany and neither they nor I were
capable of considering where the birthplace of any one of us
had been or what creed any one of us professed or what land
his parents came from. All that any one of us demanded to
know about the others was whether they were square and honest
men, good Americans, devoted to the interests of our common
country. During the time I was Police Commissioner of New
York, the two laymen from whom I got most assistance were

ernst nehmen, und sie dürfen nicht eher ruhen, bis dass sie diese Pflicht vollumfänglich erfüllen.

Wenn die Ärzte mich erst einmal in die Finger kriegen, werden sie mich so schnell nicht wieder gehen lassen, und es gibt da noch ein paar Dinge, die ich loswerden will.

Und an dieser Stelle muss ich einen Vergleich zwischen Mr. Wilson und mir ziehen, einfach weil er es herausgefordert hat und ich nicht klein begeben will. Mr. Wilson hielt es für angebracht, mich anzugreifen, weil ich während meiner Präsidentschaft angeblich nicht ausreichend gegen die Trusts vorgegangen sei. Ich habe darauf zwei Antworten. Zuerst werde ich darlegen, was ich getan habe, und dann möchte ich das, was ich als Präsident getan habe, mit dem vergleichen, was Mr. Wilson als Gouverneur versäumt hat.

Bei meinem Amtsantritt war das Kartellrecht praktisch tot und das Interstate Commerce Law, das der Regulierung der Eisenbahngesellschaften dient, war in ähnlich erbärmlichem Zustand. Ich musste beides wiederbeleben, und das tat ich auch. Ich habe beides durchgesetzt. Es dürfte heute recht einfach sein, das zu tun, was ich damals tat, aber es ist heute nur deshalb so einfach, weil ich es getan habe, als es schwierig war.

Damals hat niemand irgendetwas unternommen. Mir wurde schnell klar, dass uns ein optimiertes Interstate Commerce Law bei der Lösung einiger unserer Probleme in der Industrie von höchstem Nutzen sein könnte. Mit dem Kartellrecht war es dasselbe. Ich fand rasch heraus, dass selbst ein so erfolgreiches Gerichtsverfahren wie etwa das gegen Northern Securities kaum positive Resultate brachte – abgesehen von der Durchsetzung des Prinzips, dass der Staat über den großen Konzernen steht. Für sich selbst genommen, leistete das Gesetz nicht das, was es hätte leisten sollen. Also kämpfte ich dafür, das Gesetz nach dem Vorbild des Interstate Commerce Law zu verbessern, und nun schlagen wir von der Progressive Party vor, eine Kommission auf Bundesebene einzurichten, die dieselbe Macht über die Industriekonzerne innehat wie die Interstate Commerce Commission über die Eisenbahngesellschaften. Wann immer dann zukünftig eine Entscheidung von ähnlicher Tragweite gefällt wird wie in den jüngsten Verfahren gegen Standard Oil und den Zucker... nein, das nicht ... Tabak ... gegen den Tobacco-Trust, wird die neue Kommission dafür Sorge tragen, dass die Entscheidung des Gerichts auch wirklich umgesetzt wird; dass sie nicht zur bloßen Formalie verkommt.

Unsere Gegner behaupten, wir wollen Monopole legalisieren. Unfug. *Sie* haben Monopole legalisiert. Gegenwärtig verstoßen weder Standard Oil noch der Tobacco-Trust gegen das Gesetz. Sie werden mit Billigung des Obersten Gerichtshofs weitergeführt. Wir haben vielmehr vor, die Monopole aufzubrechen. Wir haben vor, Regularien festzulegen, und die Kommission ... die neue Kommission ... wird dafür Sorge tragen, dass die Kartelle diese Regularien einhalten. Unsere Gegner haben angedeutet, dass wir die Kommission die Regularien selbst festlegen lassen wollen. Das stimmt nicht. Wir werden die Regularien gesetzlich festschreiben, und die Kommission wird die Einhaltung der Gesetze sicherstellen.

Und nun, Freunde, da Mr. Wilson zu dem Vergleich eingeladen hat, möchte ich noch dies sagen: Mr. Wilson ist der Meinung, der Umgang mit den Trusts sei Sache der Bundesstaaten. Nun, rund achtzig Prozent der Trusts sitzen in New Jersey. Standard Oil, der Tobacco-Trust, der Zucker-Trust, der Fleisch ... alle diese Trusts sitzen im Staat New Jersey, und laut der Gesetze des Staates New Jersey können ihre Konzesse-

◀ Das Brillenetui und das in der Mitte gefaltete Manuskript der Rede, die Roosevelt in der Tasche hatte, als er am 14. Oktober 1912 angeschossen wurde

sionen jederzeit korrigiert oder für nichtig erklärt werden, falls sie sich danebennehmen. Die Gesetze räumen der Regierung ausreichend Macht ein, dies zu tun. Mr. Wilson ist seit einem Jahr und neun Monaten Gouverneur, schweigt dazu aber beharrlich. Das Kapitel, in dem steht, was Mr. Wilson gegen die Trusts in New Jersey unternommen hat, würde sich exakt so lesen wie ein Kapitel über Schlangen in Irland, das so geht: »In Irland gibt es keine Schlangen.« Mr. Wilson hat bis dato absolut nichts gegen die Trusts unternommen.

Ich versichere Ihnen, und das habe ich bereits zu Beginn gesagt, dass ich im Wahlkampf nichts sage, woran ich nicht selbst glaube. Ich spreche über nichts, von dem ich nichts weiß. Fragen Sie am Dienstag irgendeinen von Mr. Wilsons Freunden nach einer Maßnahme, oder fragen Sie Mr. Wilson nach einer Maßnahme, die er als Gouverneur von New Jersey gegen die Trusts ergriffen hat.

Und nun, Freunde, möchte ich speziell Ihnen hier in Wisconsin etwas mitteilen. Alles, was ich bisher gesagt habe, hätte ich in jedem anderen Teil des Landes auch sagen können. Aber ich lege besonderen Wert darauf, Sie, die Männer und Frauen von Wisconsin, darum zu bitten, in diesem großen Wettstreit zu uns zu halten. Wisconsin hat innerhalb der Fortschrittsbewegungen eine Vorreiterrolle. Sie haben uns gelehrt, Inspiration und Führung bei Ihnen zu suchen. Freunde, Sie haben hier eine solche Bewegung auf lokaler Ebene aufgebaut. Sie würden einen Verrat an sich selbst begehen; Sie würden Verrat an uns allen im ganzen Land begehen, wenn Sie uns jetzt nicht dabei beistehen, diese Bewegung auf Bundesebene zu etablieren. Folgendes ist mir ganz besonders wichtig: Wenn ich über Mr. Wilson spreche, tue ich das ohne Verbitterung. Ich will nur die Unterschiede in der Politik von Progressiven und Demokraten aufzeigen und Sie dann auffordern, selbst zu entscheiden, welcher Partei Sie folgen. Ich sage das so, weil die Republikaner am Ende sind. Keiner sollte sich der Hoffnung hingeben, dass man mit den Republikanern noch etwas erreichen kann.

Als die Republikanische Partei ... nein, nicht die Republikanische Partei ... als die Bosse, die die Republikanische Partei derzeit anführen, die Barneses und die Penroses, letzten Juni die Nominierung an sich rissen und die Republikanische Partei für jeden und alle Zeiten ruinierten ... Ich möchte Sie darauf hinweisen, dass sie die Nominierung vordergründig mir, in Wirklichkeit aber Ihnen, gestohlen haben. Sie mögen mich nicht, und je länger sie leben, desto weniger Anlass werden sie haben, mich zu mögen. Mich können sie einfach nicht leiden. Vor Ihnen jedoch fürchten sie sich regelrecht. Vor Ihnen haben sie Angst. Sie fürchten sich vor dem Volk selbst, und die Bosse und die großen Interessenvertreter, die hinter ihnen stehen, haben beschlossen, dass sie die Partei lieber zerstören, als sie in die Hand des Volkes fallen zu lassen. Deswegen befasse ich mich nicht mehr länger mit den Republikanern. Wenn Sie dieses Jahr zur Wahl gehen, haben Sie nur zwei Möglichkeiten: fortschrittlich oder reaktionär. Ob Sie Republikaner oder Demokraten wählen, macht keinen Unterschied, in beiden Fällen wählen Sie reaktionär.

Nun, die Demokraten haben sich in ihrem Parteiprogramm und in den Äußerungen von Mr. Wilson klar und deutlich zur alten Doktrin des Säbelrasselns, also einer Politik zur Stärkung der einzelnen Bundesstaaten bekannt, und ich habe gesagt, dass wir eine Politik für die Bürger wollen. Wir sind für die Rechte der Bürger. Wo sie am besten durch nationale Gesetzgebung erreicht werden können, sind wir für nationale Gesetz-

gebung. Wir sind für Bürgerrechte, ganz gleich, auf welchem Weg sie durchgesetzt werden.

Mr. Wilson hat eine lange Abhandlung gegen Senator Beveridges Gesetzesentwurf zur Abschaffung der Kinderarbeit verfasst. Es handelt sich um genau dieselben Argumente, die man auch gegen unseren Gesetzesentwurf zur Einführung des Achtstundentags für Frauen in der Industrie vorbringen würde. Genau die Argumente, die man vorbringen müsste. In diesem Fall würden sie unserem Vorschlag entgegenstehen, den Industriearbeitern in kontinuierlicher Produktion per Gesetz einen von sieben Tagen freizugeben und sie in drei Schichten zu acht Stunden arbeiten zu lassen. Hier in Wisconsin gibt es Arbeitsgesetze, und die Handelskammer wird Ihnen sagen, dass sich aus diesem Grund bestimmte Industrien nicht in Wisconsin ansiedeln. Sie lassen sich lieber woanders nieder, wo sie Kinder schon in jungen Jahren beschäftigen können, Frauen vierzehn bis sechzehn Stunden am Tag und, bei kontinuierlichen Produktionsprozessen, die Männer sieben Tage die Woche und zwölf Stunden pro Tag.

Nun, Freunde, ich weiß, dass Sie in Wisconsin diese Gesetze niemals rückgängig machen würden, auch wenn Ihnen dadurch ein wirtschaftlicher Schaden entsteht. Und genauso versuche ich solche Gesetze in New York durchzusetzen, auch wenn New York dadurch ein wirtschaftlicher Schaden entstehen wird. Wenn möglich möchte ich es hinkriegen, dass wir gerechte Gesetze ohne wirtschaftlichen Schaden bekommen. Und das ist nur durch Gesetze auf Bundesebene machbar. In Wisconsin hätten Sie keinen Verlust durch Industrien, die sich nicht bei Ihnen niederlassen wollen, wenn dieselben guten Gesetze für alle Bundesstaaten gelten würden. Verstehen Sie, was ich meine? Die Bundesstaaten stehen alle in Konkurrenz zueinander. Und für die Arbeiter in einem Staat, der gute und gerechte Gesetze erlassen hat, ist es ungerecht, wenn dieser mit anderen Staaten im Wettbewerb stehen muss, die keine solchen Gesetze haben. Nun, weder das Parteiprogramm der Demokraten noch ihre Sprecher setzen sich für solche Gesetze ein. Mr. Wilson hat ausdrücklich erklärt, dass es kein Gesetz auf nationaler Ebene geben sollte, das die Arbeit von Kindern, das Kinderarbeit verbietet. Er hat ausdrücklich erklärt, dass wir keinen gesetzlichen Mindestlohn für Frauen haben sollten.

Ich bitte Sie, sich unser Manifest anzusehen und unser Parteiprogramm zu sozialer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit anzuhören und durchzulesen, und dann, Freunde, geben Sie Ihre Stimme der Progressive Party, unabhängig von mir und unabhängig von meiner Person, denn nur indem Sie für das Parteiprogramm stimmen, ermöglichen Sie den Fortschritt in unserem Land.

SCHÜTZEN SIE IHRE KÜNSTLER!

Übersetzt von Andrea Kunstmann

Shirin Neshat verließ als junge Erwachsene ihr Geburtsland Iran, um in Kalifornien Kunst zu studieren. Nach ihrem Abschluss in Berkeley konnte sie wegen der Islamischen Revolution von 1979 nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren und ging nach New York, wo ihre erfolgreiche künstlerische Laufbahn ihren Anfang nahm.

2014 hielt die preisgekrönte Fotografin und Filmemacherin auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos vor zahlreichen führenden Politikern der ganzen Welt, darunter auch dem iranischen Präsidenten Hassan Rohani, eine Rede. Sie beschwor darin die wichtige Rolle der Kunst gerade in Krisenzeiten.

Eine bildende Künstlerin hat nicht oft die Gelegenheit, vor einem so einflussreichen Publikum wie Ihnen zu sprechen, und auch für Sie muss es ungewohnt sein, einer Künstlerin zu lauschen – schließlich bin ich in der Welt der Fiktion zu Hause.

Ja, ich bin Künstlerin, aber wie sagte Picasso so schön: »Kunst ist eine Lüge, die uns die Wahrheit erkennen lässt.«

Ja, mein Werk ist Fiktion, aber ich glaube fest daran, dass wir mittels der Fiktion ein tieferes Verständnis für die menschliche Psyche, die Realität und die universellen Nöte der Menschen erhalten, die heute auf diesem Planeten leben.

Ich sehe Künstler und Künstlerinnen als Bindeglieder, Kunst und Kultur als Brücke zwischen dem Volk und den Mächtigen. Ich betrachte Kunst als eine Form der Kommunikation, als Möglichkeit, Menschen emotional und intellektuell ohne eine konkrete politische oder ideologische Absicht anzusprechen.

Sollten Sie je an der Bedeutung der Kultur in Zeiten politischer Krisen gezweifelt haben, dann bitte ich Sie inständig, sich die iranische Kultur als Beispiel vor Augen zu halten.

Seit der Islamischen Revolution von 1979 hat sich das Iran-Bild schnell von dem der reichen uralten Kultur der Dichter und Mystiker zu jenem vom barbarischen Land der Fanatiker und Mullahs, der Gewalt und Unterdrückung gewandelt. In jenem Augenblick, liebe Freunde, waren ohne Zweifel die iranischen Künstler und die Kultur die Rettung der Nation – sowohl aus Sicht ihres eigenen Volkes als auch der übrigen Welt.

Als der Iran nach der Islamischen Revolution in Flammen stand, als die Iranerinnen und Iraner von ihrer eigenen Regierung in Geiselhaft genommen und zugleich von der Welt isoliert wurden, als in unserem Land von einem Tag auf den anderen plötzlich die Religion regierte, als unsere Landsleute für kleinste Gesten des Widerstands umgebracht und Familien für immer auseinandergerissen wurden, als der Westen beschloss, Rache zu üben und seine Sanktionen dazu führten, dass unsere Wirtschaft und unser Gesundheitssystem zusammenbrachen, als die Regierung uns das grundlegende Menschenrecht der Meinungsfreiheit raubte, als Künstler und Intellektuelle regelmäßig schikaniert, verhaftet und manchmal auch ermordet wurden – da reagierten unsere Kunstschaaffenden.

Musiker, Schriftsteller, Filmemacher, bildende Künstler, Intellektuelle, alle schöpferischen Menschen arbeiteten hart dafür, unter den Augen der Zensur und angesichts all

► Shirin Neshat, *Rebellious Silence*, 1994, fotografiert von Cynthia Preston